

David Alan Parnell: *Justinian's Men. Careers and Relationships of Byzantine Army Officers*, 518–610. London: Palgrave Macmillan 2017 (New Approaches to Byzantine History and Culture). XI, 228 S., 10 Abb. € 85.59. ISBN: 978-1-137-56203-6.

Dass das sechste Jahrhundert und insbesondere das ‚Zeitalter Justinians‘ ein zentrales Thema der althistorischen Forschung der letzten zwanzig Jahre war, ist kein Geheimnis.<sup>1</sup> Aus den jüngeren Überblicks- und Gesamtdarstellungen zur Herrschaft Justinians<sup>2</sup> ragt nach wie vor Mischa Meiers im Jahr 2003 publizierte, grundlegende mentalitätsgeschichtliche Neubewertung des ‚Zeitalters Justinians‘ als eine von eschatologischen Naherwartungen geprägte Epoche heraus.<sup>3</sup> Darüber hinaus erschienen eine Reihe weiterer Studien, die beispielsweise die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der justinianischen Zeit<sup>4</sup> oder die Administration des oströmischen Reiches im sechsten Jahrhundert unter die Lupe nahmen.<sup>5</sup>

Im Vergleich dazu fand die Militärgeschichte des sechsten Jahrhunderts lange Zeit nur wenig Interesse. Das ist insofern bemerkenswert, als zum einen das Heer des oströmischen Reiches im Rahmen der nahezu endlos erscheinenden militärischen Kampagnen Justinians in Nordafrika und Italien, auf der iberischen Halbinsel sowie an den Grenzen im Osten und im Norden des Reiches zu einem entscheidenden Träger justinianischer Politik wurde. Zum anderen stellten schon die zeitgenössischen Historiographen – allen voran Prokop, dessen umfangreiches Geschichtswerk über die Kriege Justinians eine der Hauptquellen für diese Zeit ist – die militärischen Ereignisse

- 1 Überblick über die Forschungsliteratur bis 2007 bei H. Leppin: (K)ein Zeitalter Justinians – Bemerkungen aus althistorischer Sicht in der jüngeren Forschung. In: HZ 284, 2007, 659–686.
- 2 Aus den neueren Gesamtdarstellungen seien erwähnt H. Leppin: *Justinian. Das christliche Experiment*. Stuttgart 2011 und M. Maas (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Age of Justinian*. Cambridge 2005.
- 3 M. Meier: *Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr.* Göttingen 2003 (*Hypomnemata* 147).
- 4 Beispielsweise P. Sarris: *Economy and Society in the Age of Justinian*. Cambridge 2006 und P. Bell: *Social Conflict in the Age of Justinian. Its Nature, Management, and Mediation*. Oxford 2013.
- 5 Ch. Kelly: *Ruling the Later Roman Empire*. Cambridge, MA 2004 (*Revealing Antiquity* 15) basiert vor allem auf Johannes Lydus.

der Epoche in den Mittelpunkt ihrer Erzählungen, so dass grundsätzlich eine gute Ausgangsbasis für eine vertiefte Beschäftigung mit verschiedenen militärgeschichtlichen Fragen gegeben ist.

Zuletzt kam aber auch die militärische Seite der Herrschaft Justinians stärker in den Blick der Forschung. Beispielsweise analysiert Alexander Sarantis in einer detaillierten Fallstudie das militärische Engagement Justinians in den Balkanprovinzen und an der Nordgrenze des oströmischen Reiches.<sup>6</sup> Im Mittelpunkt von Clemens Koehns Buch stehen dagegen Aufbau und Funktionsweise der Armee in justinianischer Zeit.<sup>7</sup>

David Alan Parnell verfolgt in seiner hier zu besprechenden, aus einer Dissertation an der Saint Louis University hervorgegangenen Monographie „Justinian’s Men“ eine deutlich anders gelagerte, nämlich primär sozialgeschichtliche Fragestellung.<sup>8</sup> Im Mittelpunkt stehen, wie Parnell einleitend deutlich macht (Kapitel 1, „Introduction“, 1–11), die Netzwerke der Offiziere des Heeres im sechsten Jahrhundert. Auf gut 200 Seiten beleuchtet er die sozialen Beziehungen der Offiziere untereinander, aber auch zum Kaiser und zu den ihnen unterstellten Soldaten, bis hin zur Wahrnehmung des Heeres durch die Zivilbevölkerung. Parnell sieht die „Byzantine army of the sixth century as a complex web of social relationships“ (1). Diese komplexen Beziehungsgeflechte, in denen die Offiziere agierten, hätten – so die von Parnell formulierte These – weitreichenden, für Parnell geradezu dramatischen Einfluss auf die Funktionsweise und Funktionsfähigkeit des Heeres gehabt (1–2), denn „the military hierarchy was conditioned and occasionally subverted by powerful social issues, including the way officers identified themselves and others, and particularly by the relationships officers formed with each other“ (1).

6 A. Sarantis: Justinian’s Balkan Wars. Campaigning, Diplomacy and Development in Illyricum, Thrace and the Northern World, A.D. 527–65. Prenton 2016.

7 C. Koehn: Justinian und die Armee des frühen Byzanz. Berlin/New York 2018 (Millennium-Studien 70).

8 Ergebnisse seiner Forschungen hat Parnell zuvor bereits in Aufsätzen veröffentlicht, siehe D. Parnell: Barbarians and Brothers-in-Arms. Byzantines on Barbarian Soldiers in the Sixth Century. In: ByzZ 108, 2015, 809–826 und D. Parnell: The Social Networks of Justinian’s Generals. In: Journal of Late Antiquity 8, 2015, 114–135.

Auch wenn Parnells Buch dem Untertitel zufolge die Zeitspanne vom frühen sechsten bis zum frühen siebten Jahrhundert abdeckt, liegt der Schwerpunkt letztlich auf der Herrschaft Justinians. Parnells Begründung, dass dem Heer in dieser Zeit aufgrund der Eroberungspolitik Justinians eine besondere Bedeutung zukam, ist zwar nicht von der Hand zu weisen, hinkt aber dennoch. Dass Kriege und Pest das Heer „under significant stress“ gesetzt hätten (3), gilt für das siebte Jahrhundert mindestens genauso wie für das sechste.<sup>9</sup> Im Gegensatz zum siebten steht für das sechste Jahrhundert aber eine vergleichsweise umfangreiche und detaillierte literarische Überlieferung zur Verfügung, auf die sich Parnell für seine Untersuchung stützt (6–7). Parnells Hauptquelle ist unverkennbar Prokops Geschichte der Kriege Justinians, andere Quellen – wie beispielsweise die historiographischen Werke des Agathias, Menander Protektor oder Theophylaktos Simokates – spielen ebenso wie normative Texte nur eine untergeordnete Rolle.

Methodisch gesehen bedient sich Parnell des Instrumentariums der Netzwerkanalyse und reiht sich damit in eine Forschungsströmung ein, die in den letzten Jahren zunehmende Aufmerksamkeit generiert hat (8).<sup>10</sup> Grundlage seiner Untersuchungen ist eine von ihm erstellte prosopographische Datenbank, in der er Daten von 772 Individuen, die in der Zeit von Justin I. (518–527 n. Chr.) bis Phokas (602–610 n. Chr.) im byzantinischen Heer gedient haben, zusammengetragen hat (49–51). Parnell spricht kurz zwei Probleme hinsichtlich der Belastbarkeit der Daten an, nämlich zum einen, dass dieses Sample einen äußerst kleinen Ausschnitt – nämlich nur ca. 0,1% – aus der Gesamtzahl von schätzungsweise 700 000 Soldaten, die im Untersuchungszeitraum im Heer gedient haben dürften, abbilde, und zum anderen, dass hochrangige Offiziere stark überrepräsentiert seien (50). Über diese beiden Punkte hinaus ließe sich aber auch fragen, ob ein solcher quantitativer Ansatz grundsätzlich zielführend ist, nicht nur aufgrund der selektiven Wahrnehmung, sondern auch wegen der in vielen Hinsichten durch Zufälle und Unwägbarkeiten beeinflussten Überlieferung. Aus historiographischen

9 Siehe dazu J. Haldon: *The Empire That Would Not Die. The Paradox of Eastern Roman Survival, 640–740*. Cambridge, MA/London 2016, hier besonders 242–282.

10 Als Beispiele seien hier nur die Projekte „The Migration of Faith. Clerical Exile in Late Antiquity, 325–600“ (<https://www.clericalexile.org/>) und „Komplexität und Netzwerke“ (<https://www.oeaw.ac.at/byzanz/byzanz-im-kontext/mobilitaet-und-interkultureller-kontakt/komplexitaet-und-netzwerke/>) sowie die Plattform „Historical Network Research“ (<http://historicalnetworkresearch.org>) genannt (alle zuletzt abgerufen am 1.9.2019).

Quellen entstehen ausschnittsweise Bilder, nicht zuletzt, weil der Fokus historiographischer Texte des sechsten Jahrhunderts auf von Konflikten geprägten, dynamischen Phasen liegt, wohingegen Zeiten geringerer politischer und militärischer Dynamik – in denen etablierte Netzwerke aber nicht weniger zum reibungsarmen Funktionieren der administrativen Maschinerie beitragen – in den Hintergrund treten. Wie man Parnells Ergebnisse bewertet, wird daher zu einem gewissen Grad auch davon abhängen, wie man sich grundsätzlich zur methodischen Tragfähigkeit solcher quantitativen Ansätze positioniert. Dass aus der spezifischen Überlieferungslage auch interpretative Schwierigkeiten resultieren, wird an verschiedenen, von Parnell teils selbst diskutierten Punkten deutlich.

Bevor Parnell sich der sozialen Beziehungen der Offiziere annimmt, gibt er in Kapitel 2 einen Überblick über Aufbau und Organisation des byzantinischen Heeres („Byzantine Army Structure“, 13–31). Parnell merkt an, dass die in normativen Quellen entworfenen Strukturen in narrativen, historiographischen Texten oft nicht eins zu eins gespiegelt werden (beispielsweise 16 und 21). Er diskutiert verschiedene, in der Forschung bereits mehr oder weniger ausführlich erörterte Einzelaspekte wie Gliederung und Einheiten des Heeres, Herkunft der Soldaten, Zahlen zur Sollstärke, militärische Hierarchien und Beförderungskriterien. Mit Blick auf Parnells Leitfrage nach sozialen Beziehungen im Offizierskorps sind dabei vor allem vier Punkte relevant. Erstens betont er die „dual nature“ der *buccellarii* im sechsten Jahrhundert, welche sowohl „private guard“ als auch „public soldier“ gewesen seien. Weil sie in einem persönlichen Vertrauensverhältnis zu ihrem „employer“ standen, nahmen sie eine besondere Rolle als Machtfaktor in dessen Netzwerk ein (17–18). Zweitens hingen Parnell zufolge Einfluss und Autorität eines Offiziers stärker von seiner Persönlichkeit und seinen Beziehungen zu anderen Offizieren als von seiner Stellung in der militärischen Hierarchie ab (21–24). Drittens bleibt laut Parnell unklar, nach welchen Kriterien Soldaten sich für den Aufstieg in der militärischen Hierarchie qualifizierten. Beförderungen seien „neither entirely dependent upon seniority nor merit, and subject to the relationships an officer formed during his career“ (30). Viertens widmet Parnell der Forschungsdiskussion um die Rekrutierungspraxis des Heeres einigen Raum. Parnell ist der Ansicht, dass der Militärdienst auch im sechsten Jahrhundert attraktiv gewesen sei und stabile Lebensbedingungen geboten habe (24–28).

Ziel des dritten Kapitels ist in Parnells Worten eine „examination of the nature of cultural and ethnic identity“ (33) des Heeres im sechsten Jahrhundert (Kapitel 3: „Identity in the Army: Romans and Barbarians“, 33–76). Im Kern läuft das Kapitel auf die in der Forschung viel diskutierte Frage nach der ‚Barbarisierung‘ des römischen Heeres in der Spätantike hinaus. Zu Beginn erklärt Parnell vergleichsweise ausführlich, was er unter ‚being Roman‘ bzw. ‚Roman identity‘ versteht. Einer These von Anthony Kaldellis folgend versteht er ‚römisch‘ als „being an accepted member of the Roman political community“ (36).<sup>11</sup> Maßgeblich für diese akzeptierte Zugehörigkeit sei Teilhabe am römischen Recht und an römischen Institutionen sowie Loyalität zum Kaiser (40–41). Andere Faktoren wie Sprache, Religion sowie ein Set kultureller Traditionen betrachtet Parnell dagegen als zwar relevante, aber keineswegs zwingend notwendige Komponenten römischer Identität (42–45). Letzten Endes sei römische Identität aber eine Selbstzuschreibung, die durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren konstituiert wurde und andere lokale oder regionale Identitäten überschrieb (47–49). Im Gegensatz zu dieser Diskussion römischer Identitätsfaktoren bleibt Parnell vergleichsweise knapp, wenn es darum geht, was nicht-römische, barbarische Identitäten konstituieren. Als „barbarian“ hätten römische Autoren seit republikanischer Zeit und in Anlehnung an griechische Literatur schlicht das Gegenteil römischer Zivilisation gesehen (37–39).

Mit Blick auf Parnells anschließende Datenauswertung ergeben sich aus diesen Grundannahmen vor allem zwei Probleme. Erstens betont Parnell zwar die Vielschichtigkeit von Identitäten, er changiert aber zwischen ethnischer und kultureller Identität. Dabei gerät leicht in den Hintergrund, dass Identitäten in permanenten Aushandlungsprozessen immer wieder neu bestimmt werden.<sup>12</sup> Dies hat auch Auswirkungen auf die Wahrnehmung von Soldaten, denn diese partizipierten an der römischen Institution Heer und zeigten sich im erwartbaren Rahmen dem Kaiser gegenüber loyal. Damit erfüllten sie zentrale Kriterien von Parnells Definition des „being Roman“. Wenn in literarischen Quellen aber die nicht-römische Identität von Soldaten betont

11 Vgl. A. Kaldellis: *Hellenism in Byzantium. The Transformation of Greek Identity and the Reception of the Classical Tradition*. Cambridge 2007 (Greek Culture in the Roman World).

12 Dies hat vor kurzem W. Pohl: Introduction. *Early Medieval Romanness – a Multiple Identity*. In: W. Pohl/C. Ganter/C. Grifoni (et al.) (Hrsgg.): *Transformations of Romanness*. Berlin/Boston 2018 (Millennium-Studien 71), 3–39 unterstrichen.

wird, dann meist unter Verweis auf kulturelle Faktoren – gerade diesen ge-  
steht Parnell aber nur eine nachrangige Bedeutung zu. Gravierender ist al-  
lerdings ein zweiter Punkt. Weil literarische Quellen oft gar keine Angaben  
zur Identität einzelner Soldaten machen, braucht Parnell andere Kriterien,  
nach denen er einen Soldaten in der Datenbank als ‚römisch‘ oder ‚nichtrö-  
misch‘ klassifizieren kann. Parnell entscheidet dies letzten Endes anhand der  
Personennamen. Abgesehen von der Frage, inwieweit sich anhand von Na-  
men überhaupt auf Identitäten schließen lässt, setzt Parnell damit letzten  
Endes ethnische Herkunft und kulturelle Identität gleich und unterläuft  
seine eigene theoretische Prämisse.

Ungeachtet dessen kommt Parnell bei der Auswertung seines Datensatzes  
zu dem Ergebnis, dass insgesamt 24% der erfassten Soldaten als nichtrö-  
misch und 76% als römisch zu klassifizieren seien.<sup>13</sup> Innerhalb des Untersu-  
chungszeitraum ergeben sich leichte Differenzierungen: Bis zum Tod Justi-  
nians habe der Anteil barbarischer Soldaten zwischen 32 und 38% gelegen,  
danach sei er auf 18% gefallen, wobei aber auch zu berücksichtigen ist dass  
die Datenbasis für die Zeit nach 565 n. Chr. deutlich schmaler ausfällt als für  
die Zeit davor (49–55).

Im nächsten Schritt lotet Parnell Karrierechancen römischer und nichtrömi-  
scher Soldaten aus, indem er die in seiner Datenbank erfassten Soldaten nach  
militärischen Rängen aufschlüsselt. Parnell zufolge zeichnen sich zwar zwi-  
schen den Diensträngen gewisse Unterschiede ab, im Großen und Ganzen  
habe der kulturelle Hintergrund der Soldaten ihre Karrierechancen aber  
nicht signifikant beeinflusst (59–72). Eine „intentional, systematic and orga-  
nized discrimination“ (61) nichtrömischer Soldaten sei nicht zu erkennen,  
wobei man sicher darüber streiten kann, ob der Begriff ‚discrimination‘ tref-  
fend ist. Es habe insgesamt „little or no consistent prejudice“ gegen Offi-  
ziere nichtrömischer Herkunft gegeben und die Funktion der Armee sei  
durch verschiedene kulturelle Hintergründe nicht beeinträchtigt worden  
(72–76). „Cultural identity“ stellte nach Parnell „no significant restraint on  
career advancement or relationship building for non-Romans“ dar (76).

13 Zu einem ähnlichen Ergebnis, dass nämlich Soldaten barbarischer Herkunft nur eine  
Minderheit im Heer darstellten, kam für das vierte Jahrhundert auch M. Nicasie:  
*Twilight of Empire. The Roman Army from the Reign of Diocletian until the Battle  
of Adrianople*. Amsterdam 1998 (Dutch Monographs on Ancient History and Ar-  
chaeology 29), 97–116.

Parnell argumentiert hier recht schematisch und seiner strikten Kategorisierung in ‚römisch‘ versus ‚nicht-römisch‘ verhaftet. Interessant wäre in diesem Zusammenhang die Frage gewesen, ob es so etwas wie eine übergreifende ‚Militäridentität‘ gab, die römische und nicht-römische Identitäten überbrückte.

In den folgenden vier Kapiteln arbeitet sich Parnell von oben nach unten durch die sozialen Schichten der Netzwerke der Offiziere, angefangen mit deren Beziehungen zum Kaiser (Kapitel 4: „Officers and their Emperor“, 77–101). Auf den Punkt gebracht lautet Parnells Fazit, dass Loyalität vor Kompetenz und Ethik ging. Justinian habe Unfähigkeit, Misserfolge und Fehlverhalten seiner Offiziere in einem weit gesteckten Rahmen toleriert (97). Illoyalität dem Kaiser gegenüber sei dagegen ein „unforgivable crime“ gewesen, das Offiziere zu Fall bringen können (89). Der unter anderem von Parnell als Beispiel diskutierte Fall Belisars zeigt aber, dass selbst über den Verdacht des Hochverrats gestürzte Generäle unter Umständen eine zweite Chance erhalten konnten. Mit Blick auf die Laufbahnen der Offiziere betont Parnell die Heterogenität der Karrierewege. Offiziere träten nicht als Spezialisten für bestimmte Einsatzgebiete in Erscheinung (93–94). Auch lasse sich kaum sagen, nach welchen Regeln Beförderungen erfolgten, einen bestimmten, vorgezeichneten Weg des Aufstiegs in der militärischen Hierarchie scheine es nicht gegeben zu haben. Hilfreich sei aber gewesen, zum erweiterten Umfeld des Kaisers zu gehören. Patronage habe eine wesentliche Rolle für den Aufstieg gespielt (81–83).

Kapitel fünf schaut auf die Beziehungen der Offiziere untereinander („The Social Network of Officers“, 103–129). Die Netzwerke der Offiziere betrachtet Parnell einerseits als wichtiges Instrument für die Führung der Armee. Sie seien „essential tools of cooperative leadership“ (120), hätten es Generälen ermöglicht, ihre eigene Machtposition zu stabilisieren und gleichzeitig eine Balance zwischen den mächtigen Generälen herzustellen (128). Andererseits seien die auf persönlichen Beziehungen basierenden Netzwerke auch instabil sowie fragil und konnten daher ein erhebliches Risiko für die Funktion des Heeres darstellen (104), denn „personal rivalries and social networks reinforced one another“ (119). Am Beispiel des Kriegsschauplatzes Italien zeichnet Parnell die Netzwerke Belisars und des Narses nach (117–118). Den *magister militum* Bessas (PLRE II, 226–229) betrachtet Parnell dagegen als eine weder mit Belisar noch mit Narses verbundene „third party“

auf dem italischen Kriegsschauplatz. Das Netzwerk des Bessas war anscheinend kleiner und weniger einflussreich, sicherte diesem aber dennoch ein Mindestmaß an Unabhängigkeit von den beiden dominierenden Akteuren (117–118). Für Nordafrika konstatiert Parnell eine andere Situation: Hier habe das Fehlen einer prominenten, Prestige bindenden Führungspersönlichkeit zu politischer Instabilität geführt (122–125). Parnell kann in diesem Kapitel einige interessante Akzente setzen. Dass Ressentiments zwischen Offizieren den Verlauf militärischer Operationen erheblich beeinflussen konnten, ist zwar nicht völlig neu, indem Parnell aber die Netzwerkstrukturen nachzeichnet, in die die Offiziere eingebunden waren, kann er die systemische Seite der Konflikte klarer herausarbeiten.

Das sechste Kapitel beleuchtet die familiären Beziehungen der Offiziere (*“Officers and their Families”*, 131–153). Im ersten Teil fragt Parnell, ob die Kommandostrukturen des Heeres im sechsten Jahrhundert von nepotistischen Strukturen durchzogen gewesen seien, was er letzten Endes aber verneint. Die Fallbeispiele der Familien des Rufinus und des Vitalian zeigten vielmehr, dass es zwar Familientraditionen des Militärdienstes gab, entscheidend seien bei der Besetzung von Führungspositionen aber individuelle Fähigkeiten und Patronage durch andere Offiziere oder den Kaiser (145–146). Im zweiten Teil des Kapitels stehen die Frauen und Kinder der Offiziere im Mittelpunkt. Aussagen sind hier schwierig zu treffen, denn die wenigen in den Quellen greifbaren Beispiele – allen voran die von Prokop schillernd ausgemalte Beziehung Belisars zu seiner Frau Antonia – sind als lehrbuchhafte Beispiele für den negativen Einfluss der Frauen auf ihre Männer gezeichnet (147–151). Parnells Fazit lautet, dass Frauen und Kinder der Offiziere von den Autoren der literarischen Quellen als *„private matter“* betrachtet worden seien und in den Texten ausschließlich dazu dienten, *„the fact that they were impending the officer’s performance of his duty“* zu kritisieren (152). Gleichzeitig meint Parnell aber auch, aus der historiographischen Überlieferung herauslesen zu können, dass *„military men“* oft *„dedicated family men“* gewesen seien, für welche die Familie mitunter Priorität vor den Dienstpflichten hatte (152). Vor dem Hintergrund des skizzierten Quellenproblems überspannt diese Einschätzung aber den Aussagebereich der Quellen.

Ähnlich schwierig sind Informationen über die Beziehungen zwischen Offizieren und ihren Soldaten zu gewinnen, weil Soldaten in der historiogra-



phischen Überlieferung meist nur als anonyme Gruppe in Erscheinung treten (Kapitel 7: „Officers and Their Men“, 155–172). Parnell ist insgesamt skeptisch, was Beziehungen zwischen Offizieren und einfachen Soldaten angeht. Er sieht beide Gruppen als weitgehend voneinander isoliert: „Soldiers and officers, although part of the same army and experiencing the same conditions, lived in different worlds“ (171). Hochrangige Offiziere kommunizierten Parnell zufolge mit Soldaten meist nur als Gruppe, beispielsweise bei Ansprachen an das Heer oder bei Verhandlungen über den Umgang mit der Zivilbevölkerung und die Verteilung von Beute (155–158). Solche Verhandlungssituationen zeigen Parnell zufolge, dass den Beziehungen zwischen Offizieren und Soldaten „reciprocal arrangements“ zugrunde lagen: Für ihre Einsatzbereitschaft im Kampf konnten die Soldaten als Gegenleistung Beteiligung an der Beute und Belohnung durch „special rewards“ erwarten (157–158). Als Individuen treten Soldaten in der literarischen Überlieferung dagegen nur infolge außergewöhnlicher Ereignisse in Erscheinung. Gelang es einzelnen Soldaten, die Aufmerksamkeit des kommandierenden Offiziers auf sich zu ziehen, weil sie sich in Kampfhandlungen durch individuelle Tapferkeit oder taktische Cleverness ausgezeichnet hatten, konnten solch positive Leistungen zum Ausgangspunkt einer weiterführenden Karriere werden (158–162). Soldaten begegnen in narrativen Quellen aber auch im negativen Sinn, beispielsweise, wenn sie sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht und damit Disziplinarmaßnahmen seitens des Befehlshabers herausgefordert hatten (165–169). Trotz seiner skeptischen Einschätzung des Verhältnisses von Offizieren und Soldaten ist Parnell aber auch der Ansicht, dass kommandierende Offiziere nicht selten auf den Rat von Soldaten zurückgriffen, bevor sie Entscheidungen trafen, wobei den *buccellarii* wohl wegen ihres engeren Vertrauensverhältnisses zu den hochrangigen Offizieren eine gewisse Sonderrolle zugekommen sei (161–165). Parnell glaubt auch, dass mit Sonderaufgaben betraute Soldaten irgendeine spezifische Reputation besitzen haben müssen (163). Beides spricht dann aber dafür, dass Offiziere durchaus detaillierter über Leistungen und Fähigkeiten ihrer Soldaten informiert waren – was wiederum zumindest teilweise engere Beziehungen zwischen beiden Seiten wahrscheinlich macht.

Das letzte Kapitel des Buches nimmt die Beziehungen zwischen Militär und Zivilgesellschaft in den Blick (Kapitel 8: „Public Perception of the Army“, 173–199). Parnell ist der Ansicht, dass unter den Soldaten grundsätzlich ein positives Bild vom Militärdienst vorgeherrscht habe (174–181). Dagegen

falle die Wahrnehmung des Heeres durch die Zivilgesellschaft deutlich kritischer, nicht selten unverhohlen negativ aus. Es entstehe der Eindruck, „that people disliked the army or were at best ambivalent about it“ (182). Dies gelte nicht nur für Kriegszeiten, in denen Zivilisten unmittelbar von Kampfhandlungen betroffen sein konnten (182–183), sondern ebenso für Friedenszeiten, wenn Einquartierungen und Versorgungspflichten die Bevölkerung belasteten oder militärische Einheiten zur gewaltsamen Durchsetzung der öffentlichen Ordnung eingesetzt wurden (185–187). Auch der Blick der sozialen Eliten auf das Militär sei eher negativ ausgefallen, wenn auch aus anderen Gründen: Kritisch sahen diese vor allem die Effizienz und die finanzielle Ausstattung des Heeres (188–196).

Das Kapitel ist aufgrund von Parnells Fokussierung auf literarische Quellen etwas einseitig geraten. Ein deutlich komplexeres und nuancierteres Bild der Beziehungen zwischen Heer und Zivilbevölkerung ließe sich zeichnen, wären auch Inschriften oder Papyri einbezogen worden. Inschriften verweisen beispielsweise auf vom Militär getragene Bauarbeiten, auch in Städten.<sup>14</sup> Aus Papyri lässt sich erkennen, dass die Verzahnung von Militär und Zivilbevölkerung oft deutlich enger war, als aus literarischen Quellen hervorgeht. Papyri geben für Ägypten nicht nur Einblick in die administrativen Abläufe und zeigen, dass beispielsweise auch die Kirche in die Abgabenerhebung für das Heer eingebunden sein konnte.<sup>15</sup> Sichtbar wird auch, dass Konflikte nicht nur vom Militär ausgingen, sondern in entgegengesetzter Richtung

14 Beispielsweise ehrt die Inschrift CIL II 3420 aus Carthago Nova (Cartagena, ESP) im Jahr 589/590 den *magister mil(itum) Spaniae Comenciolus* (PLRE IIIA, 321–325 [Comenciolus 1]) für Bauarbeiten an den Befestigungsanlagen. In Nordafrika veranlassten militärische Oberbefehlshaber, wie bspw. der *magister militum* und *praefectus praetorio Africae* Solomon (PLRE IIIB, 1167–1177 [Solomon 1]), eine Reihe von Baumaßnahmen im städtischen Kontext, vor allem an den Mauern verschiedener Städte, siehe dazu J. Durilat: *Les dédicaces d’Ouvrages de defense dans l’ Afrique Byzantine*. Rom 1981 (Collection de l’École Française de Rome 49); zum Bau von Befestigungsanlagen im byzantinischen Nordafrika siehe auch A. Leone: *Changing Townscapes in North Africa from Late Antiquity to the Arab Conquest*. Bari 2007, 187–198 und D. Pringle: *The Defence of Byzantine Africa from Justinian to the Arab Conquest. An Account of the Military History and Archaeology of the African Provinces in the Sixth and Seventh Centuries*. 2 Bde. Oxford 1981 (BAR International Series 99).

15 Siehe beispielsweise: A.S. Hunt/C. Edgar (Hrsgg./Üss.): *Selected Papyri in Five Volumes. Volume II: Non-Literary Papyri, Public Documents*. London/Cambridge, MA 1963 (Loeb Classical Library 282), hier nos 388 und 393.

auch Soldaten Anlass sahen, sich darüber zu beschweren, dass die Zivilbevölkerung ihren Versorgungspflichten nicht nachkam.<sup>16</sup>

Im letzten Kapitel fasst Parnell die wesentlichen Ergebnisse seiner Untersuchung noch einmal zusammen (Kapitel 9: „Conclusion“, 201–208), gefolgt vom Literaturverzeichnis (209–219) und einem nützlichen Register (221–228). Mit Blick auf Zustand und Funktion des byzantinischen Heeres im sechsten Jahrhundert kommt Parnell dabei zu einer insgesamt positiven Einschätzung (196–199). Das Heer habe effizient und zuverlässig funktioniert, „in its overall competence the sixth-century Byzantine army was a worthy successor to the imperial Roman army of the previous five centuries“ (199).

Alles in allem hat Parnell eine klar strukturierte und systematische Untersuchung zum byzantinischen Heer vorgelegt.<sup>17</sup> Dadurch, dass Parnell den Fokus auf die Beziehungen und Netzwerke unter den Offizieren des Heeres richtet, kann er nicht nur eine Reihe interessanter Beobachtungen zur Diskussion um die gesellschaftliche Rolle des Militärs in frühbyzantinischer Zeit beisteuern, sondern durch seinen quantitativen Ansatz im Vergleich zur bisherigen Forschung transparentere und nachvollziehbarere Aussagen formulieren. In der Breite hätte die stark auf die Zeit Justinians konzentrierte Arbeit sicher von einem stärker vergleichenden und stärker dokumentarische Quellen berücksichtigenden Ansatz profitieren können. Die Frage, ob und wie sich Netzwerke im Heer verändern, hätte Parnells Studie vor allem mit Blick auf die Dynamik historischer Prozesse eine interessante Facette hinzugefügt. Wie man sich insgesamt zu Parnells Ergebnissen positioniert, wird

16 Dazu B. Palme: *The Imperial Presence. Government and Army*. In: R. Bagnall (Hrsg.): *Egypt in the Byzantine World, 300–700*. Cambridge 2007, 244–270, hier besonders 255–262. Zumindest im vierten und fünften Jahrhundert spielten die hochrangigen Offiziere der ägyptischen Militärverwaltung auch eine wichtige Rolle in der zivilen Gerichtsbarkeit, dazu: B. Palme: *Eingaben an Militärs im spätantiken Ägypten*. In: R. Haensch (Hrsg.): *Recht haben und Recht bekommen im Imperium Romanum. Das Gerichtswesen der römischen Kaiserzeit und seine dokumentarische Evidenz. Ausgewählte Beiträge einer Serie von Konferenzen an der Villa Vigoni in den Jahren 2010 bis 2012*. Warschau 2016 (*The Journal of Juristic Papyrology Supplement* 24), 457–482.

17 Eine kleine formale Kritik sei hier in der Fußnote versteckt: Ärgerlich an Parnells Buch ist die schlechte Druckqualität der Graphiken und Diagramme; diese sind aufgrund des ungünstigen, weil graphisch zu komplexen Layouts nur schwer lesbar (56 und 57, 118, 134, 136, 138, 140). Hier wäre weniger – sprich eine schlichtere, leichter zu erfassende graphische Gestaltung – definitiv mehr gewesen, gerade weil der Blick auf Netzwerke nicht zuletzt von Visualisierung lebt.

nicht zuletzt auch davon abhängen, wie man sich grundsätzlich zu quantitativen und netzwerkanalytischen Ansätzen in der historischen Forschung stellt. Ob literarische Quellen sich methodisch gesehen für solche Untersuchungen eignen, ist eine angesichts des gerade in der Spätantikeforschung derzeit zu konstatierenden Trends zu Netzwerkstudien eine wichtige, anregende und für kritische Diskussionen offene Frage.

---

Daniel Syrbe, Nijmegen  
d.syrbe@let.ru.nl

**www.plekos.de**

Empfohlene Zitierweise

Daniel Syrbe: Rezension zu: David Alan Parnell: Justinian's Men. Careers and Relationships of Byzantine Army Officers, 518–610. London: Palgrave Macmillan 2017 (New Approaches to Byzantine History and Culture). In: Plekos 21, 2019, 441–452 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-parnell.pdf>).

---